

Christian Heidrich

Warum ich ein Christ bin

Patmos Verlag

Versuch's, die verstümmelte Welt zu besingen.

ADAM ZAGAJEWSKI

Inhalt

Vorwort 7

Die Gabe 11

Bürger wie Bettler 53

Die Unvollendete 117

Nachklang 173

Der Autor 175

Vorwort

Ob er Christ werden sollte? König Edwin von Northumbria (reg. 616–633) konnte sich nicht entscheiden. Die christlichen Missionare hatten York erreicht; mit Paulinus gab es dort bereits einen angesehenen, frommen Mönch als Bischof »in Wartestellung«. Und doch: Eine Konversion samt dem Abschied vom Althergebrachten fiel dem König schwer, war angstbesetzt, politisch brisant allemal. Schließlich erleichterte eine Verschwörung, die er glücklich überstand, Edwin den Religionswechsel – zugleich das Wort eines Beraters. Dieser war gefragt worden, ob es sinnvoll sei, »die neue Lehre«, das Evangelium, anzunehmen. Er antwortete mit einer Parabel:

Das menschliche Leben gleicht einem Sperlingsflug. In einer eiskalten, stürmischen Winternacht fliegt der Sperling durch eine Tür in eine beleuchtete, gut beheizte Halle, in der der König und seine Edlen speisen. Nur kurz genießt der Vogel das Licht und die Wärme. Wenige Augenblicke nur, dann hat er die Halle durchquert und fliegt durch eine andere Tür wieder hinaus. Wie dieser Sperlingsflug, »so erscheint

das Leben der Menschen als sehr kurze Zeit; was aber folgt und was vorausgeht, das wissen wir überhaupt nicht. Wenn aber diese neue Lehre etwas Gewisseres bringt, scheint sie zu Recht befolgenswert zu sein.«

Der gelehrte Beda Venerabilis (672–735) gibt diese Szene in seiner »Kirchengeschichte des englischen Volkes« wieder. Die vorgetragene »Sperlingsparabel« können wir dabei als zeitlos ansehen. Viele Epochen später wurde vom Menschen »existentialistisch« gesprochen: Er sei ein »Hineingeworfener«, kenne den Zweck des wunderbar-grausigen Welttheaters ganz und gar nicht, sei zur Freiheit »verdammte«. Die Diagnose des Beraters des northumbrischen Königs war nicht ganz so raffiniert, doch im Kern gleich: ... was aber dem kurzen Leben folgt oder vorausgeht, wissen wir nicht. Sein Statement nimmt freilich eine folgenreiche Wendung: Geben wir *deshalb* der »neuen Lehre« eine Chance!

Diese Wendung mussten sich die »Existentialisten« versagen. Vielleicht, weil die »neue Lehre« damals – wir reden von den 1940er- und 1950er-Jahren – längst nicht mehr »neu« war, vielmehr tiefe Spuren in der abendländischen Geschichte hinterlassen hatte. Und noch mehr, weil ihnen *Religion* als Betäubungsmittel galt, als eine Verklärung der nackten Existenz aus dem Geist der Schwäche. Und heute? 1400 Jahre nach König Edwin und Beda Venerabilis, etliche Jahrzehnte nach Heidegger, Sartre und Camus? Den Geist fremder historischer Epochen können wir nicht wirklich teilen, die staunende Unsicherheit schon. Wir sind immer noch König Edwin und

seine Berater, die nach Zeichen Ausschau halten, um dem *Ignoramus et ignorabimus* nicht das letzte Wort zu geben. Wir sind Existentialisten, die jeden Morgen einen schwarzen oder auch farbigen Pullover anziehen, Furcht vor der Langeweile und dem *Man* haben, sich ans Tagewerk machen, um die leeren Blätter der Existenz zu beschreiben.

Und die christliche Botschaft, die König Edwin 627 »mit allen Edlen seines Stammes und dem größten Teil des Volkes« annahm, die die Existentialisten aber als freiheitsraubend zurückwiesen? Sie ist noch hörbar. Die kleine – nicht umfangreich sind die Evangelien! – große Erzählung von dem *Mann, der zur Erde fiel* und uns die Frohe Botschaft von Gottes Nähe brachte, besser: sie lebte. Eine Erzählung, die erdgebundener nicht sein könnte – »Am Anfang der Stall, am Ende der Galgen« (Walter Jens) – und doch davon durchtränkt ist, dass das angesagte Reich »nicht von dieser Welt« ist. Das ist eines der Paradoxe, die dem christlichen Glauben seine Farbe verleihen; eines der Merkmale, die unser Leben als »denkende Schilfrohre« (Blaise Pascal) auszeichnen: zartbitter unsere Existenz, grenzenlos unsere Sehnsucht. Ist das ein vernünftiger Grund, die »Sperlingsparabel« fortzuspinnen – oder sollten wir uns mit dem Bescheid »Eine Laune der Natur« (so die Band »Die Toten Hosen«, ironisch und resigniert zugleich) begnügen?

In diesem Essay soll davon die Rede sein. Knapp und eher aphoristisch denn systematisch, wie es sich für einen »Versuch« gehört. Aber selbstverständlich mit dem Anspruch des guten Arguments, mag dieses

der eigenen Beobachtung (selten!) oder der Lektüre (häufig!) entspringen. So oder so: Wer heute Christ ist, wer Lust verspürt, diese Option durchzudenken, muss ein Querkopf sein. In der Hemisphäre, die mein Zuhause ist – von den »Weird«-Ländern (Joseph Henrich) wird noch zu sprechen sein –, ist das Christentum längst nicht mehr »in«, eine Ansage unter vielen anderen vielmehr. Jede »Parabel« scheint auserzählt, des Faszinosums des Anfangs und der nachfolgenden Reformationen beraubt. Wer Christ ist, lebt aus einem heiteren Trotz heraus, aus der Intuition, dass der *Jesus-Weg* nicht verschweben kann: nicht der Galiläa-Aufbruch, nicht der Staub der Straße, nicht die frohe Botschaft für die Ausgestoßenen, nicht das Jerusalem-Drama.

»Will man unbedingt eine bestimmte ›Leserschaft‹ erreichen, so rechnet man schlecht, falls man eine andere anzielt als die geistigste, anspruchsvollste«, so Henri de Lubac, ein moderner Kirchenvater und Meister beim Aufspüren des Paradoxen. Nun, das ist hochgegriffen, als Zielsetzung aber unumgänglich. Ich fasse mich kurz; ich erzähle in drei Kapiteln, warum ich ein Christ bin.

Die Gabe

I.

Der Mensch ist das Tier, das der Welt Namen gibt. Der Gedanke – mag man nun *Tier* oder *Wesen* bevorzugen – ist keinesfalls originell. Der Mensch ist ... Unzählige Male setzten Anthropologen, Biologen, Philosophen, Priester, auch Verseschmiede und Kabarettisten so oder ähnlich an, um eine ihrer Profession gemäße Pointe zu setzen. Kohelet genauso wie Aristoteles, Montaigne genauso wie Pascal, Kant genauso wie Hannah Arendt, Jacques Monod genauso wie Cormac McCarthy, Jocelyn Bell Burnell genauso wie Markus Gabriel. Begnügen wir uns an dieser Stelle mit Loriot: »Der Mensch ist das einzige Wesen, das im Fliegen eine warme Mahlzeit zu sich nehmen kann.«

Auch die Pointe meines Eingangssatzes dürfte schon zahllose Male formuliert worden sein. Nun, sie ist stimmig. Wenn uns etwas entscheidend vorangebracht hat, dann war es die Erfindung der Sprache. Diese Erfindung, diese Fähigkeit veränderte alles. Ob in diesem Augenblick in der Nähe von Genf Teilchen beschleunigt werden, in Helsinki eine *Speed-Metal*-Band ihre Poesie in die Mikrophone brüllt, in Bayersbronn zwei Köche ihre Drei-Sterne-Menüs kreieren, eine Besucherin des *Whitney Museum of American Art* hinter das Unausgesprochene eines Gemäldes von Edward Hopper schauen möchte oder sich jemand in einem japanischen Zen-Kloster zwecks Erleuchtung mit seinem Koan abmüht – all das hat mit Sprache zu tun. Mit dem Denken, das ohne Sprache nun einmal nicht möglich ist.

»Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt« – so einer jener flirrenden Wittgenstein-Sätze, die uns nicht mehr verlassen werden. Hat Sprache Grenzen? Können wir mit einer begrenzten Anzahl an Phonemen und einem überschaubaren Regelwerk, der Grammatik, *alles* ausdrücken? Jenseits der dicken Bücher, die hier nicht interessieren, ein Zuruf von Hans Magnus Enzensberger:

Du kannst deine eigene Sprache
in deiner eigenen Sprache beschreiben:
aber nicht ganz.
(Hommage an Gödel)

Nicht ganz. Eine feine Skepsis, die ich genauso schätze wie Leszek Kołakowskis: »Es gibt immer ein *andererseits!*« So oder so: Wir sind große Namen-Artisten. Mit unserer Sprache bezeichnen und taufen wir die Welt: unsere Mitmenschen, alles, was wir sehen oder ahnen, was wir anfassen oder riechen, woran wir glauben. Die ältere der beiden Schöpfungserzählungen der Bibel packte das in die programmatischen Worte: »Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte sein Name sein« (Gen 2,19).

II.

Ich sitze in Heidelberg, die Schlossruine im Blick, in einem vielfach gegliederten Betonkasten, in dem sich gut 200.000 Bücher (Schatzhäuser der Sprache!) befinden. Im Wesentlichen gehören sie den *Theologica*

an, jener Sphäre des menschlichen Geistes, die davon ausgeht, dass unsere Welt in einer Tiefenschicht verankert ist. Diese Tiefenschicht nennen Theologen *Gott*. Ihre Kunst, die Theologie, kann man schlicht als Rede von Gott bezeichnen. Als eine Option für den großen Sinn. Für ein heiliges *Voraus* der Welt. Auch hier also: Sprache, Namen, Wörter, heilige Schriften. Und Gott?

An dieser Stelle lässt sich mit sehr guten Gründen fragen, wie es zu mehr als 200.000 Büchern theologischer Art kommen kann. Was selbstverständlich nur ein Bruchteil der *Theologica* ist, die es weltweit gibt. Gott – was wissen wir schon von ihm? »Niemand hat Gott je gesehen« – so ein Grundsatz der Evangelien. Freilich nimmt er eine kühne Fortsetzung: »Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.« Diesen Satz aus dem Evangelium nach Johannes (1,18) habe ich lange überlesen, weil ich im Bann der Anfangsverse aus dem »Prolog« stand. Sie wissen schon, die Verse mit dem *Logos*: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott« (1,1). Das griechische *logos* wird üblicherweise mit *Wort* übersetzt. Man kann auch von *Sinn* und *Vernunft* sprechen. Das heißt, dass »im Anfang« Vernunft war und Sinn, das kreative Wort. So wäre die Welt die erste Bibel. Unsere Sprache dann das sekundäre Lesen, die Interpretation des Erfahrenen. Mein Gott! Darauf beruht doch die Theologie, wie wir sie im jüdischen, im christlichen, im abendländischen Bereich praktizieren: Die Welt – der Kos-

mos, das Sein –, diese grandiose Veranstaltung ist *logisch*. Und nein, das ist kein Zufall.

Tatsächlich: Ein Tohuwabohu ist unsere Welt nicht, mag sie sich auch in einer steten, in einer so beharrlichen wie rasanten Bewegung befinden. Ihre Teile und Verschränkungen können wir mittlerweile ganz gut berechnen. *Nicht ganz*. Die Welt sieht nach Planung aus – sagt die eine Fraktion: Im Anfang der Logos. Und: Das Leben ist heilig, weil es im Heiligen verankert ist. Der Mensch (und jetzt folgt die kühnste Metapher der Menschheitsgeschichte) – ein Ebenbild Gottes (Gen 1,26f.).

Die andere Fraktion returniert: Das Leben – ein durchaus grausames Spiel von Zufall und Notwendigkeit. Materie allüberall. *Brain, no Mind*. Der Mensch – ein verdächtiges Tier. Das irdische Sein – ein kosmischer Jackpot und alles andere als ein Wunder angesichts der Möglichkeiten ohne Zahl. Kein Uhrmacher, nirgends; wenn doch, ein blinder. Mühle ohne Müller.

Alternativlos ist keine der Annahmen. Kein Wissen weit und breit. Lebenserfahrung eher, Intuition, Wahl. Häufig genug nur Präntention samt Aggression, auch Dummheit. »Ihr seid mit im Boot«, sagt Pascal, »müsst euch also entscheiden!« Pascal war ein Riese des Geistes, entscheiden müssen wir uns dennoch nicht. *Agnostiker*, so das Wort, das nicht nur Schüler fasziniert. Wir können Fragen stellen, ja, das war's dann schon – die dritte Fraktion.

Ich selbst bin in der ersten daheim: Im Anfang und im Voraus: der Logos. Das hat eine Menge mit meiner Erziehung und Kultur zu tun. Mit Zuhören, Lesen und Diskutieren. Mit dem Sinnieren über unser Herkommen: *Warum ist etwas und nicht vielmehr nichts?*

Mein Glaube hat mit lyrischen Verdichtungen zu tun und mit Blicken in die Gesichter meiner Mitmenschen. Mit Literatur und Geschichte, mit Musik und immer häufiger mit Besuchen bei den verblüffenden Naturwissenschaften. Mit Dankbarkeit und Staunen. Mit dem »*Nicht ganz*«. An den Gott der Philosophen, an den unbewegten Bewegter, an das apersonale (somit idiotische?) Absolute, an die berühmte »Energie dahinter« glaube ich nicht. An den Gott Jesu Christi – gewiss. Im Herzen setze ich auf die kühne Pointe des *Prologs*: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit« (Joh 1,14).

III.

Das Alexamenos-Graffito, das an den Anfang des 3. Jahrhunderts datiert wird und 1857 auf dem Palatin in Rom wiederentdeckt wurde, lässt sich als ein zynischer Scherz ansehen. Zugleich ist es wahrscheinlich die früheste uns greifbare bildliche Darstellung der Kreuzigung Jesu. Die kleine, geritzte Zeichnung stellt Alexamenos dar, einen jungen Mann, der, wie es in der Sprechblase heißt, »seinen Gott anbetet«. Er betet zu dem Gekreuzigten, der auf der Spottzeich-

nung einen Eselskopf hat. Welche Gedanken auch immer den Spötter zu dieser Darstellung veranlasst haben mögen: Das Christentum schien ihm eine Eselei. Wie kann man denn bloß einen Gekreuzigten, in römischen Augen einen Schwerverbrecher, verehren, ja für göttlich ansehen? Ob Alexamenos, der ein junger Soldatenschüler oder auch ein Page gewesen sein mag, einige Paulus-Verse trösten konnten? Sie gehören zum ersten Brief an die Gemeinde von Korinth, geschrieben etwa 20 Jahre nach Jesu Tod. Ältester christlicher Stoff also: »Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkünden Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit« (1 Kor 1,22f.).

Erstaunlich, wie der Mann aus Tarsus, ein hellenistisch-jüdischer Gelehrter und Konvertit, ein höchst unruhiger Geist, der seinen Lebensunterhalt als Zeltmacher verdiente, die Pointe des »Weges Jesu« (Apg 9,1) klarlegt: Das Heil ist in die Geschichte eingegangen.

In die nackte, erbärmliche Geschichte mit ihren zahllosen Kreuzen nicht nur in Jerusalem und Rom. In das Rauhe, Zufällige, nicht selten auch »teuflich« Ausschauende. Das Heil ist in die Geschichte eingegangen. In eine Geschichte, die nicht verwirrend und brutal sein muss. Sie ist auch voller Liebe und Geist. Sie entfaltet das Schöne, das Wahre, das Gute. Paulus war klar: Den griechischen Philosophen, die sich Göttliches nur weltenthoben, jenseits von Blut und Erdgeruch vorstellen konnten, durfte man mit »Gott in der Geschichte« nicht kommen, mit *dieser* Ge-

schichte schon gar nicht. Die jüdischen Frommen hingegen schauten nach dem Messias aus, nach demjenigen, der dem Wahn dieser Welt ein Ende setzen würde. Der Prediger und Wundertäter aus Galiläa konnte es nicht sein: Wie erbärmlich sein Ende, wie unscheinbar, wenn überhaupt, die Friedenssignale, die er ausgesendet hat! *Griechen* und *Juden* dürfen hier als *Topoi*, als Gemeinplätze, verstanden werden. Sie stehen für die zwei kapitalen Unternehmungen der *religio*: für das Vorhaben, Gott mit der Kraft des Geistes zu *erkennen* oder aber mittels altehrwürdiger Riten und Traditionen zu *feiern*.

Vergebliche Mühe! – ruft Paulus aus. *Wir dagegen verkünden Christus als den Gekreuzigten*. Das Spielfeld des Christlichen ist die Geschichte. Das schöne, schreckliche Weltspiel. Es fällt schwer, den Aphoristiker Elazar Benyoëtz nicht zu zitieren: »Rom wie Jerusalem sind nur noch über Auschwitz zu erreichen.« Ist der Satz den Religiösen von heute – uns Christen vor allem – ins Stammbuch geschrieben?

Im Anfang ist das Christentum nicht Philosophie noch Kult, am allerwenigsten Macht. Es ist Ereignis, ist Gabe. Die Christen haben sich das so nicht ausgesucht. Sie haben es erfahren. In ihren *Theologica* buchstabieren sie nur die Konsequenzen.

IV.

In der Schlussbetrachtung zu seiner »Geschichte der Leben-Jesu-Forschung« (1913) erzählt Albert Schweitzer von dem »merkwürdigen« Schicksal, das die Le-

ben-Jesu-Forschung, vornehmlich des 19. Jahrhunderts, ereilte. »Sie löste die Bande, mit denen er seit Jahrhunderten an den Felsen der Kirchenlehre gefesselt war, und freute sich, als wieder Leben und Bewegung in die Gestalt kam und sie den historischen Menschen Jesus auf sich zukommen sah. Aber er blieb nicht stehen, sondern ging an unserer Zeit vorüber und kehrte in die seinige zurück.«

An den Felsen der Kirchenlehre gefesselt – das klingt nicht gut! Heute nicht, da den Boten des christlichen Glaubens immer häufiger Zeitgenossen gegenüberstehen, die sich eine göttliche Voraus-Setzung, eine Tiefenschicht, gar noch kirchlich gefüllt, nicht vorstellen mögen. Und auch gestern nicht, da die Kirchenmänner nur allzu oft mit den Großen der Geschichte paktierten, zugleich vorgeblich »weltliche« Fortschrittsideen als Teufelszeug verdammt. Dennoch scheint die Ablösung von jenem »Felsen« keine kluge Idee. Jesu Botschaft war nie freischwebend. Von der erstaunlich kurzen Passage abgesehen, da Jesu aus Nazareth auf den staubigen Straßen Palästinas unterwegs war – vermutlich war es nur *ein Jahr*, das der Welt ein neues Vorzeichen bescherte! –, sind sein Leben und seine Worte nur im Zeugnis der Kirche greifbar. Genauer: im Zeugnis der *Gemeinden*, denn es dauerte lange Jahre, bis eine immer penibler strukturierte »Kirche« entstand, bis *viele* Kirchen und Glaubensgemeinschaften entstanden. Die in Rom war hier beileibe nicht die erste und auch nicht die wichtigste.

Das Jesus-Zeugnis wurde in den ersten Gemeinden bewahrt, erst mündlich, dann schriftlich. Wie »origi-

nalgetreu« das geschah, was als Jesu *ipsissima vox* und was zur »Gemeindebildung« zählt, das sollte die christlichen Theologen in den folgenden Jahrhunderten in Streit und Atem halten. Diese gemeindlichen Zeugnisse bilden unsere Schranke. Einen Jesus »hinter« den biblischen Texten werden wir nicht bekommen können.

Unbestritten ist, dass mit dem *Kanon*, der »Richtschnur« für die Gläubigen, eine weitsichtige Marke gesetzt wurde. Die vier Evangelien wie die gesamte »amtliche« Sammlung von Schriften, die das Jesus-Ereignis bündeln, geben uns ein Porträt des jüdischen Predigers und Heilers, das uns zum *Glauben* führen kann, aber nicht muss. Ein fragiles Wunder. Dürfen wir mehr erwarten?

Die auf Griechisch verfassten Urzeugnisse – nur wenige Vokabeln des Aramäischen, der Alltagssprache Jesu, fanden dort Eingang – bewahren angesichts ihrer verblüffenden Stimmenvielfalt eine gute Balance zwischen Historie und Mythos. Zwischen Leichtigkeit und Tiefsinn auch. Da sind die drei »Synoptiker« Markus, Matthäus und Lukas, die man ob der Ähnlichkeit in Aufbau und Wort »zusammen« sehen und lesen kann. Dazu noch der »Adler« Johannes, der provozierend »anders« ist, zu Höhenflügen neigt und uns eine erste christliche *Theologie* liefert. Da gibt es die Apostelgeschichte, die zweite Schrift des Lukas, deren historische Substanz man mittlerweile skeptisch beurteilt, die aber – alternativlos – die Flitterwochen der Gemeinschaft beschreibt, die man bald »Christen« nannte (vgl. dort 11,26).

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG,

Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern

kundenservice@verlagsgruppe-patmos.de

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1537-2